



DAS WIKO ALS LEBENSFORM RÜDIGER CAMPE

Studium der Germanistik, Latinistik und Philosophie in Bochum, Freiburg und Paris; Promotion in deutscher Literaturwissenschaft in Freiburg, Assistentur und Habilitation in Essen. Mellon-Fellow, Wissenschaftspreis der Aby-Warburg-Gesellschaft, Gastprofessuren in Deutschland und den USA. – Im Mittelpunkt meines Interesses stand und steht die Frage nach dem Ort der Literatur in der Moderne. Das Ende der alteuropäischen Rhetorik und Poetik und die Anfänge der Ästhetik im 18. Jahrhundert sind Forschungsthemen; in diesem Zusammenhang Bezüge zur Psychologie (Affekt und Ausdruck) und zur wissenschaftlichen Probabilistik (Spiel der Wahrscheinlichkeit). Das Gegenstück zum alteuropäischen System der poetologischen Formen und rhetorischen Figuren ist für mich der Roman des 19. und 20. Jahrhunderts und sein ganz anderer Formbegriff. In den Vordergrund treten – nicht zuletzt durch das Jahr am Wiko – jetzt zudem eher systematische und anthropologische Fragen: Was sind Evidenz? Bildlichkeit? Empathie? Fürsprache? – Mein Lieblingsautor 2007–2008: Georg Christoph Lichtenberg. – Adresse: Department of German, Yale University, William L. Harkness Hall, P.O. Box 208210, New Haven, CT 06520-8210, USA.

Das Jahr am Wiko war beruflich eine Zwischenzeit: Seit 2001 hatte ich eine Professur an der Johns Hopkins University inne; 2007 habe ich den Ruf nach Yale angenommen.

Natürlich war auch mein erster Eindruck am Wiko: die große Freiheit im Grunewald. Keine Sitzungen, keine Sprechstunden oder Verwaltungsaufgaben standen an, nicht einmal mehr Seminare oder Besprechungstermine. Nichts als lesen und schreiben, von morgens bis abends. Aber dann gab es – von den Opern- und Theateraufführungen, zu denen

wir bald aufbrechen, und den dann doch nicht abgesagten Vortragsterminen zunächst einmal ganz abgesehen – eine unscheinbare kleine Regie: am Montag das gemeinsame Mittagessen zur Selbstbedienung im Speiseraum des Wiko; am Dienstag das vormittägliche Kolloquium mit anschließendem servierten Mittagessen; am Mittwoch wieder die Montagskonstellation; am Donnerstag kein Mittag-, sondern ein Abendessen; am Freitag wieder das Mittagessen zur Selbstbedienung. Am Wochenende ist der Fellow sich selbst überlassen. Die Regie schien auf den ersten Blick einförmig, mit der größten Sparsamkeit an Variation war aber jeder Tag der Woche auch wieder ein bisschen anders ausgestaltet. Ich merkte also spätestens von der zweiten Woche an, wie man in einen schwebenden Rhythmus hineinversetzt wurde – kaum spürbar und doch in subtiler Weise wirksam. Ob die Termine für die Mittag- und Abendessen und also für die Gespräche zur Sache oder weniger zur Sache nun günstig gewählt waren oder nicht, war dabei für mich eigentlich nicht sehr wichtig. (Trotzdem war es ein Thema der Gespräche während dieser Treffen und Mahlzeiten, und sicher bedeutete es für jeden einzelnen etwas Unterschiedliches.) Wichtig war, dass Lesen und Schreiben damit selbst in eine Art von Lebensform eingelassen waren, deren Mittelpunkt sie werden konnten – eine Form, die sich sonst gar nicht entfalten kann, weil der normale Tag an der Universität von ganz anderen Termin- und E-Mail-Kaskaden durchkreuzt wird. Was einem sonst selten bewusst wird, zeigte sich daran: Auch Lesen und Schreiben sind Tätigkeiten, die in einer Art von Regie ihren inneren Verfahrenssinn und mit diesem Verfahrenssinn auch erst ihre Form finden. Mir fiel eine Bemerkung von Kafka im Tagebuch ein: Schreiben, sagt Kafka dort, sei eine Tätigkeit wie alle anderen – mit dem Unterschied, dass diese eine Tätigkeit von allen anderen abhängig sei.

Spätestens als mir diese Assoziation kam, fiel mir auf, dass das ja eigentlich mein Thema, mein Projekt für das anstehende Jahr war: Ich wollte mehr darüber herausfinden, worin das Faszinosum von Georg Christoph Lichtenberg (1742–99) und seinen *Sudelbüchern* liegt. Sicher gibt es die berühmten Aphorismen zum Verhältnis von Denken und Sprechen – „*Es denkt*, sollte man sagen, so wie man sagt: *es blitzt*“ –, und sicher findet man Beobachtungen höchster Intensität: „Meine Hand im Schlaf auf eine Falte eines seidnen Vorhangs geschlagen, diese Empfindung kann zu einem Traum aufwachsen und blühen, dessen Beschreibung ein Buch erfordert.“ Aber der Lichtenberg-Effekt – wenn man das Wort parallel zu den elektromagnetischen Lichtenberg-Figuren nehmen kann – schien mir noch einmal mehr als die Sammlung ungewöhnlicher Einsichten und überraschender Wendungen: eben die Autorschaft eines großen Lese- und Schreibexerzitiums, Autorschaft im Sinne dessen, was man mit modernem Zungenschlag „das Schreiben“ nennt.

Ich hatte das Thema im Voraus skizziert und auch schon einen kleineren Aufsatz dazu geschrieben. Aber erst jetzt wurde mir klar, worum es ging. Seit Lichtenberg im 19. Jahrhundert das Eigentum der Literaturliebhaber und -wissenschaftler geworden war, hatte man das Schreiben in seinen *Sudelbüchern* als Aphorismus verstanden, eine romantische Kunstform, die das Ganze im Teil, das Große im Kleinen gestaltet. Inzwischen hatten uns die Historiker der Bildungsgeschichte und besonders der Wissenschaftsgeschichte gezeigt: Was Lichtenberg hier macht, ist nichts anderes als die Fortführung einer weitverzweigten Aufschreibe- und Notierpraxis der frühen Neuzeit – eine Praxis des Exzerpierens, des Ausschneidens aus Kontexten, des Neumontierens in andere Zusammenhänge, des Abschreibens und Kommentierens, Stehenlassens und Veränderns. So funktionierten die Collectanea der Lateinschüler für die Stilübungen, aber auch die Notathefte, die Bacon empfiehlt und die sich parallel zur Praxis des Experimentierens und Beobachtens seit dem 16. und 17. Jahrhundert ausbildeten. Während man Lichtenberg in den *Sudelbüchern* so lange als den Vorläufer der romantischen Aphoristiker und ihrer Kunstform gesehen hatte, war sein Schreiben also in Wahrheit nichts anderes als eine alltägliche Übung, ein studentisches Exerzitium und eine Technik von Gelehrten? Wollte ich also, daran anknüpfend, Lichtenberg den Wissenschaften und ihrer Geschichte wiedergeben?

Die Lebensform des Wiko hat mir sozusagen die Antwort gegeben – und ich möchte hinzufügen, die sehr engagierten Kommentare vieler Fellows, ob sie nun mehr an der Literatur oder an der Wissenschaft interessiert waren, haben mir die Antwort verdeutlicht: Es geht nicht um eine bloße historische Korrektur, und es geht nicht darum, das literarische Ereignis der *Sudelbücher* in einer allgemeinen Geschichte des Wissens und seiner Praktiken verschwinden zu lassen. In der Regie und der Form von Lichtenbergs Lese- und Schreibpraktiken geht es um eine unserer Moderne voraus und zu Grunde liegende Erfahrung, in der Schreiben und Lesen die Möglichkeiten für Unvorhersehbares schaffen, indem sie sich als eine Form des Lebens ausbilden. Damit sind ästhetische und wissenschaftsgeschichtliche Betrachtung keine Gegensätze mehr. Das war – sehr allgemein und grob formuliert – die Entdeckung für mich, die es ohne das Wiko, seine Lebensform und meine Gesprächspartner wahrscheinlich nicht gegeben hätte: Nur wenn es mir gelingt, in den wissenschaftlichen Prozeduren die ästhetischen Möglichkeiten zu zeigen – ohne den Unterschied zu leugnen –, kann ich formulieren, was mich an den berühmten Exzerpt- und Notizheften Lichtenbergs fasziniert.

So wurde dann auch klar, dass – wie ich immer gehofft hatte – mein Projekt zu den *Sudelbüchern* eine Fallstudie für das mich seit längerem beschäftigende große Thema der

Verfahren der Evidenz zwischen Descartes und Kant, zwischen der Mitte des 17. und dem Ende des 18. Jahrhunderts ist. Denn gerade darin stimmen die Ästhetik des 18. Jahrhunderts – ihr Gründer Baumgarten – und die Philosophen des Experiments von Boyle bis Lichtenberg überein: Der Effekt des von sich aus Einsichtigen ist in Prozesse seiner Herbeiführung eingelassen. Evidenz gibt es nur in der Form ihrer Verfahren.

Damit ist das Thema eines Kolloquiums genannt, das ich mit einer Arbeitsgruppe vom MPI für Wissenschaftsgeschichte am Wiko organisieren konnte. Es ging um die Frage, inwiefern „Verfahren“ – vielleicht eher „Proto-Verfahren“ (Gunther Teubner) – Organisationsformen eigenen Rechts und eigener Logik gegenüber Methode im wissenschaftlichen und Stil im künstlerischen Sinne sind. Verfahren in diesem Sinne beschreiben Anschlussmöglichkeiten ohne vorangehende Regeln bzw. Herstellung von Unvorhersehbarkeiten. An diesem Gespräch haben aus der Reihe der Fellows teilgenommen: Heiner Goebbels, Sibylle Krämer und Gunther Teubner. Ihnen verdanke ich jeweils auch einzeln mehr, als in das Gespräch dieses Nachmittags hineinpasste. Auf ganz verschiedene Weise haben sie mir geholfen, die Kunst in der Wissenschaft und das Verfahren in der Kunst im Auge zu behalten.

Und einen anderen unvorhersehbaren Anschluss gab es, der mir erlaubt hat, das größere Thema der Evidenz-Verfahren in einer für mich neuen Weise zu diskutieren. Die „Image Science“-Gruppe am Wiko adoptierte den Literaturwissenschaftler für ihre Sitzungen. Ich hatte dort die große Chance zu erproben, welches Potential in der berühmten „Bildlichkeits“-Formel der rhetorischen und poetologischen *evidentia*, der Figur des Vor-Augenstellens, steckt.

Neben dem Resultat von fünf Aufsätzen, der Herausgabe eines Sammelbandes und einem Buch über Lichtenberg und das Verfahren der Evidenz auf gutem Wege haben die locker geregelten Wochenabläufe am Wiko zwei neue größere Projekte entstehen lassen, für die ich von nun an Zeit suchen muss. Vor allem ist mir im Speise- und im Kolloquiumsaal des Wiko klargeworden, wie ich meine Arbeiten beschreiben und zu welchem Zweck ich sie unternehmen möchte. Die Formel dafür könnte heißen: das „Wissen der Literatur“ oder: welches Wissen liegt in der Literatur und welchen Platz im Wissen hat die Literatur. Das heißt erstens nicht: dass schon klar ist, wie sich die Literatur vom Wissen und den Wissenschaften unterscheidet; und zweitens nicht: dass Literatur nur als Darstellung von Wissen interessiert oder überhaupt primär Darstellung von Wissen ist. Aber es heißt: dass und wie es Literatur gibt, hat Voraussetzungen bzw. Konsequenzen im Wissen einer Zeit.

Den Dank für die großartige Betreuung in der Bibliothek der Weißen Villa teile ich, wie ich weiß, mit allen Fellows. Dasselbe gilt für die immer prompte Hilfe der EDV-Abteilung, die Perfektion und große Freundlichkeit der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die für den kulinarischen Teil des Aufenthalts sorgen, und überhaupt die sichtbare und unsichtbare Hilfe in fast allen Lebens-, Arbeits- und Kooperationslagen. Kurz: vielen Dank denen, die den Rhythmus der Wikotage ins Werk gesetzt haben – für meine Frau und mich gleichermaßen.